

# Besuch bei Oma

Vampire wohnen in Gräbern. Das weiß jedes Kind.

Oskar wußte es auch. Oskar war neun, und er wußte alles über Vampire.

Er wußte, daß sie nachts aus ihren Gräbern kamen, um das Blut von Menschen zu trinken. Daß sie sich in Fledermäuse und in Wölfe verwandeln konnten und daß sie kein Spiegelbild hatten. Er wußte, daß sie unsterblich waren und daß man sie nur vernichten konnte, wenn man ihnen einen Holzpfehl ins Herz bohrte. Daß sie Angst hatten vor Kreuzen und vor Sonnenlicht, und daß sie keinen Knoblauch mochten. (Das konnte Oskar gut verstehen, er mochte auch keinen Knoblauch.)

Die Erwachsenen wußten das alles nicht. Die Erwachsenen sagten immer nur: „Es gibt keine Vampire“. Mutti und Vati, der Pfarrer, Tante Hanna, die Lehrer in der Schule – sie waren alle gleich. Oskar hoffte, er würde nie so dumm werden, wenn er einmal groß wäre.

Nur Oma. Oma war anders. (Das heißt, Oma war anders *gewesen*.) Sie hatte ihm viel von dem beigebracht, was er wußte. Immer, wenn er bei ihr geschlafen hatte, hatte sie ihm Geschichten erzählt. Zuerst nur die harmlosen. Die vom Schneewittchen, das tot in seinem Sarg lag. Die vom Rumpelstilzchen, das sich selbst in der Mitte auseinanderriß. Die vom Rotkäppchen, das vom Wolf aufgefressen wurde (sie mußte nur immer die Stelle überspringen, wo der Wolf aufgeschnitten und mit Wackersteinen gefüllt wurde. Das wollte Oskar nicht hören). Manchmal hatte Oma sich ins Bett gelegt und so getan, als wäre sie der Wolf, der sich als Großmutter verkleidet hatte.

Dann hatte Oskar sie gefragt: „Großmutter, warum hast du so große Hände?“

„Damit ich dich besser packen kann.“

„Oma, warum hast du so ein großes Maul?“

„Damit ich dich besser fressen kann“, hatte Oma gesagt.

Später fing Oskar an, sich bei diesen Geschichten zu langweilen. Da erzählte die Oma ihm andere Geschichten, und die waren weniger harmlos. Geschichten von Gespenstern, von tanzenden Skeletten und von Rittern ohne Kopf. Von Frankensteins Monster, von Dr. Jekyll und Mr. Hyde und vom Phantom der Oper. Vom Untergang des Hauses Usher und von der Wiederkehr des großen Cthulhu. Und sie erzählte ihm von Dracula und seinen Vampiren, und diese Geschichten mochte Oskar am liebsten. Er wünschte sich, er wäre auch so stark und mächtig wie Graf Dracula. Dann könnte er alle beißen, die ihm in der Pause seine Süßigkeiten wegnehmen

wollten. Beim Sportunterricht wäre er der Beste, besonders beim Basketball, denn dann könnte er fliegen und würde mit dem Ball jedesmal in den Korb treffen. Und vor allem könnten seine Eltern ihn nie mehr um sieben ins Bett schicken, denn um sieben würde sein *Tag* ja erst anfangen.

Eines Nachmittags kam Oskar nach Hause und erzählte seiner Schwester Kiki (sie hieß eigentlich Konstanze und war fünf Jahre älter als er) die neueste Geschichte, die er von Oma gehört hatte. Sie spielte auf dem Mars und handelte von einem Monster mit Tentakeln, das den Astronauten die Augen aus den Höhlen fraß. Kiki ging petzen und erzählte die Geschichte seinen Eltern weiter. Daraufhin wurde Oskar in Vatis Arbeitszimmer gerufen und mußte seinen Eltern alle Geschichten wiederholen, die Oma ihm jemals erzählt hatte. Das dauerte drei Stunden.

„Das ist ja entsetzlich“, sagte Mutti zu Vati. „Mutter wird senil. Wer weiß, was ihr noch alles einfällt! Wie soll das Kind das nur verkraften? Wir müssen etwas unternehmen.“

„Sie wird kindisch und gefährlich“, stellte Vati fest.

„Ich verstehe das nicht“, sagte Mutti. „Ich frage mich, wo Mutter selbst diese ganzen Geschichten her hat?“

„Sie ist *deine* Mutter“, sagte Vati.

Oskar wurde ohne Abendessen ins Bett geschickt.

„Du mußt alle diese Geschichten vergessen“, befahl Mutti, „so schnell es geht. Versprich es mir!“

Oskar versprach es.

Seit diesem Tag durfte Oskar nie mehr bei Oma schlafen. Er durfte sie nicht einmal mehr besuchen. Wenn er fragte, warum, sagten sie ihm, Oma wäre sehr krank.

Sie gingen mit ihm zu einem Kindertherapeuten. Weil seine Eltern bei dem Gespräch dabei waren, erzählte Oskar nichts von den Geschichten. Er hatte ja versprochen, sie alle zu vergessen. Der Therapeut zeigte ihm Bilder, die aussahen wie große Kleckse, und fragte ihn, was darauf zu sehen sei. Auf einem der Bilder war ein Drache, und Oskar sagte, es wäre ein Schmetterling.

„Ihr Sohn ist völlig normal“, sagte der Therapeut. „Vielleicht ein wenig zu verschlossen. Sie brauchen sich aber keine Sorgen zu machen.“

„Wir wollen nur, daß ihm nichts zustößt“, sagte Oskars Mutter. „Oskar ist so sensibel. Wir wollen nicht, daß diese Erzählungen ein Trauma bei ihm hinterlassen. Er kann sich sonst vielleicht überhaupt nicht mehr zu rechtfinden in der Realität. Er ist jetzt schon so unaufmerksam. Jedesmal, wenn wir vor einer Ampel stehen, muß ich aufpassen und ihn festhalten, er würde sonst einfach bei Rot über die Straße rennen.“

Oskar ging nicht gern mit Mutti spazieren. Er blieb *immer* stehen, wenn die Ampel rot war, aber Mutti packte ihn jedesmal am Arm, ganz fest, so daß es weh tat, und schrie ihm mit schriller Stimme ins Ohr, daß er vorsichtig sein solle, und das machte ihn wütend.

„Wirklich, machen Sie sich keine Sorgen“, sagte der Therapeut noch einmal. „Ihr Oskar ist nicht gefährdet. Er ist ein ganz normaler Junge, so wie viele in seine Alter. Sie sollten vielleicht dafür sorgen, daß er öfter mit Gleichaltrigen spielt. Das ist der beste Rat, den ich Ihnen geben kann.“

Also steckten sie ihn in eine Kinderspielschar. Da mußte er ab jetzt jeden Tag hingehen, direkt nach den Hausaufgaben, zwischen halb vier und halb sechs. Der Leiter der Spielschar war ein junger Pädagoge, den der Therapeut empfohlen hatte. Oskars Eltern hatten mit ihm gesprochen und sich davon überzeugt, daß er sehr verantwortungsbewußt war und mit pädagogischem Einfühlungsvermögen vorging.

Oskar stellte sich vor, er wäre Graf Dracula und könnte dem Pädagogen die Nase abbeißen.

Nach einem halben Jahr rief Vati die ganze Familie zusammen. „Kommt, wir fahren Oma besuchen“, sagte er.

Sie stiegen ins Auto und fuhren zu Oma. Aber Oma wohnte nicht mehr in dem kleinen Haus mit Garten am Stadtrand, wo sie früher gewohnt hatte. Sie wohnte jetzt in einem großen, glatten Gebäude mit zehn Stockwerken, mit Fahrstühlen und langen Gängen, in denen viele alte Leute herumsaßen, und jüngere Leute mit weißen Kitteln gingen die ganze Zeit eilig hin und her.

Oma hatte nur noch ein einziges, kleines Zimmer, und darin stand noch ein zweites Bett, mit einem alten Mann, der andauernd hustete.

„Ist Oma hier, weil sie krank war?“ fragte Oskar.

„Ja“, sagte Vati, „aber jetzt geht es ihr schon wieder viel besser.“

Oma saß in ihrem grünen Lehnstuhl. Das war der einzige Gegenstand im Zimmer, den Oskar wiedererkannte. Neben ihr auf den Tisch stand ein Plastikteller mit Essen, das kaum angerührt war (Oskar hätte es wahrscheinlich auch stehen lassen, es sah nicht so aus, als ob es besonders gut schmecken würde). Oma sagte sehr wenig, und sie hörte ziemlich schlecht. Ihre Haut hatte viel mehr Runzeln bekommen, und im Gesicht hatte sie große gelbe Flecken. Ihre Finger zitterten dauernd, und sie waren so dünn, daß man fast die Knochen sehen konnte.

Zwei von den Männern in weißen Kitteln kamen herein. Der eine nahm den Teller und stellte ihn auf ein Rollwägelchen.

„Na, wieder mal lange Zähne gemacht, Frieda?“ flachste er.

„Immerhin sind es noch meine eigenen, keine dritten“, sagte Oma mit ihrer neuen, tonlosen Stimme.

Die Pfleger lachten und beschäftigten sich mit dem hustenden Mann im Nebenbett, dem sie die Windel wechselten. Oskars Eltern gingen zu ihnen, um etwas zu *besprechen*, das Oskar nicht hören sollte.

Omas rechte Hand näherte sich langsam Oskars Gesicht und strich ihm dann über die Haare. Die Berührung war so leicht, daß Oskar sie kaum spürte. Oma kniff ihre Augen zusammen.

„Bist du das, Oskar?“ flüsterte sie keuchend.

„Ja, Oma“, sagte Oskar leise.

„Wer weiß, wie lang’s mich noch gibt“, flüsterte Oma. „Komm mich bald mal wieder besuchen, aber allein, ohne die andern. Versprichst du mir das?“

„Ich versprech’s dir, Oma“, sagte Oskar.

Die Pfleger waren mit dem hustenden Mann fertig. Sie warfen die benutzte Windel in einen Müllsack, der an dem Rollwägelchen befestigt war. Der eine Pfleger schob das Wägelchen aus dem Zimmer, der andere nahm die Oma, um sie aufs Klo zu führen. Früher, in ihrem eigenen Haus, war sie immer allein aufs Klo gegangen. Da hatte sie auch selber für sich gekocht und eingekauft.

„Geht’s deiner Mutter nicht prächtig?“ fragte Vati freudestrahlend.

„Ja, prächtig“, sagte Mutti.

Sie fuhren nach Hause, bevor Oma vom Klo zurückgekommen war.

Das war das letzte Mal, daß Oskar sie lebend sah.

Das Begräbnis fand zwei Monate später statt, und es war eine ziemlich langweilige Angelegenheit. Alle Verwandten waren da, und die Sonne schien. In den Büchern (das heißt, in diesen *bestimmten* Büchern, die man heimlich lesen mußte) gab es immer ein Gewitter, wenn jemand begraben wurde, oder es schneite wenigstens. Sie standen alle um die Grube herum, und der Pfarrer hielt eine lange Rede. Sie handelte von Oma, aber was er sagte, hörte sich genauso an wie das, was er jeden Tag von der Kanzel herunter predigte, und Oskar verstand nicht so ganz, was diese Worte mit seiner Oma zu tun haben konnten. Und außerdem, woher sollte er denn wissen, daß sie überhaupt hier war? Sie war in dem Sarg, das hatten ihm seine Eltern erklärt. Aber als er in den Sarg hineinschauen wollte, hatten sie ihm das verboten. Also gab es eigentlich gar keinen Beweis, daß es wirklich stimmte. Oskar hätte Oma gern im Sarg liegen gesehen. Nur um sicher zu sein.

Er drehte sich zu den Totengräbern um. Sie hockten in einiger Entfernung auf einem Grabstein, rauchten und ließen das Radio ganz leise spielen, um die Trauergäste nicht beim Traurigsein zu stören. Mutti gab ihm eine Kopfnuß und sagte, er solle nicht so unaufmerksam sein, und Oskar drehte sich wieder zum Pfarrer um.

Als das mit der Rede vorbei war, kamen die Totengräber und ließen den Sarg an Stricken in die Grube hinab. Irgendetwas Schweres mußte jedenfalls in dem Sarg drin sein, denn es schien ein bißchen anstrengend zu sein. Oskar wunderte sich, daß die Totengräber auch Schwarz trugen, wie die Trauergäste, dabei hatten sie Oma doch gar nicht gekannt (oder vielleicht doch?).

Oskar hatte von Vati drei weiße Chrysanthemen in die Hand gedrückt bekommen, die sollte er jetzt auf den Sarg werfen, und dann eine Schaufel Erde draufschütten, so wie die anderen es auch getan hatten. Oskar machte es, aber irgendwie tat es ihm leid, wegen der Blumen, die würden ja unter der Erde kein Wasser mehr bekommen und mußten vertrocknen. Der Sarg gab einen komischen hohlen Klang von sich, als die Erde auf den Deckel prasselte.

Nachdem alle an der Reihe gewesen waren mit Blumen und Schaufel, war die Grube noch längst nicht gefüllt. Sie gingen trotzdem zum Essen (der Pfarrer kam mit), und die Totengräber mußten den ganzen Rest der Arbeit alleine machen. Dafür durften sie jetzt das Radio lauter stellen. Das konnte Oskar noch hören, bevor sie ins Auto stiegen.

Vampire wohnen in Gräbern. Das weiß jedes Kind. Oma hatte es auch gewußt. Jetzt war sie tot und wohnte selber in einem Grab.

Zwei Wochen nach dem Begräbnis gingen Mutti und Vati zu einem Betriebsfest bei der Elektronikfirma, wo Vati arbeitete. Solange sie nicht da waren, sollte Kiki auf Oskar aufpassen.

„Sorg dafür, daß er um sieben das Licht ausmacht“, hatte Mutti ihr noch eingeschärft, ehe sie und Vati das Haus verlassen hatten.

Kiki hatte aber keine Lust, sich den ganzen Abend verderben zu lassen, bloß weil sie Babysitter für ihren blöden kleinen Bruder spielen mußte. Sie war mit Freunden in der Disco verabredet, und da würde sie auch hingehen, kleiner Bruder hin oder her. Der war schließlich kein Baby mehr.

„Wehe, du petzt“, drohte sie zum Abschied, „sonst darfst du dir nie mehr meine Gespenster-Comics ausleihen!“

Um sechs Uhr war Oskar ganz allein zuhaus. Jetzt brauchte er nicht um sieben ins Bett. Jetzt konnte er im Bücherschrank seiner Eltern kramen, er konnte Kekse naschen, er konnte sich im Fernsehen einen *Tatort* anschauen.

Aber Oskar hatte eine bessere Idee.

Er würde Oma besuchen.

Schließlich hatte er es versprochen.

Er wußte, wie er zum Friedhof kommen konnte, ohne bei Vati im Auto mitzufahren. Er hatte ganz einfach den Heimatkundelehrer gefragt, und der hatte es ihm erklärt. Er mußte die Straßenbahnlinie 27 benutzen und

bei der vorletzten Haltestelle aussteigen. Oskar hatte eine Schülermonatskarte, mit der konnte er nicht nur zur Schule fahren und wieder nachhause, er durfte damit auch abends mit der Straßenbahn fahren, wohin er wollte, ohne dafür extra zu bezahlen.

Jetzt brauchte er erst einmal eine Ausrüstung. Man brauchte *immer* eine Ausrüstung, bevor man zu einem großen Abenteuer aufbrach, das wußte Oskar aus den Büchern von Jules Verne, und irgendwie war ihm durchaus klar, daß dieser Besuch bei Oma wahrscheinlich nicht gerade das war, was man einen ganz gewöhnlichen Sonntags-Familienausflug nennen konnte. Er leerte seinen Schulranzen aus und überlegte, was er mitnehmen sollte.

Er packte zuerst die kleine Taschenlampe ein (die er sonst vor allem dazu benutzte, heimlich unter der Bettdecke zu lesen, wenn das Licht schon aus war), dann seine Kinderbibel (mit den vielen farbigen Bildern; am meisten beeindruckte ihn immer der Turm von Babel, oder die drei Männer im Feuerofen). Er wühlte in seinen Schulsachen, die jetzt verstreut auf dem Boden herumlagen, bis er das Matheheft gefunden hatte. Er wünschte sich so gern einen Computer, aber in Mathematik stand er auf Vier, und Vati hatte gesagt, er würde erst einen Computer bekommen, wenn er in Mathe mindestens eine Zwei im Zeugnis nach Hause brächte. Oma war gut in Mathematik, sie hatte ihm oft bei den Hausaufgaben geholfen. Oskar steckte das Heft in den Ranzen zu den anderen Sachen.

Das Wichtigste fehlte noch. Er schlich hinunter in den Keller (er *schlich*, obwohl Mutti und Vati gar nicht zuhause waren) und ging zu dem Winkel unterhalb der Treppe, wo die Gartengeräte aufbewahrt wurden. Oma war so alt gewesen, und sie hatte so schwach und krank gewirkt, als er sie das letzte Mal gesehen hatte, mit ihren dünnen, zerbrechlichen Händen. Und das Loch war so tief. Oskar fürchtete, der riesige Haufen Erde wäre vielleicht zu schwer für sie, und sie würde den Deckel nicht aufbekommen, wenn ihr niemand dabei half.

Er griff nach dem Spaten, mit dem Vati ab und zu den Garten umgrub, und wollte mit seinem Fund gerade wieder nach oben gehen, als ihm einfiel, daß der Spaten viel zu groß für seine Tasche war. Er würde ihn in der Hand tragen müssen, und dann könnte einer von den Erwachsenen, die in der Straßenbahn mitfahren, auf die Idee kommen, sich zu fragen, was denn ein kleiner Junge mit dem Schulranzen auf dem Rücken abends um sieben mit einem Spaten vorhatte - vor allem, wenn sie sahen, daß der kleine Junge bei der Haltestelle am Friedhof ausstieg. Nein, dieses Risiko wollte Oskar nicht eingehen. So *dumm* war er nicht. Also stellte er den Spaten zurück und entschied sich stattdessen für eine kleine Schaufel, die nicht viel größer war als das Plastikspielzeug, mit dem er früher im Sand-

kasten Burgen gebaut hatte. Aber diese hier war aus Metall, und sie fühlte sich in seiner Hand an wie ein echtes Werkzeug.

Verpflegung. Verpflegung war wichtig. Er würde warten müssen bis zum Mondaufgang, und er wußte nicht, wie lange das dauerte. Die Schüssel mit Muttis selbstgebackenen Vollkornkekse befand sich im untersten Fach im Küchenschrank. Oskar nahm drei und schichtete die anderen so um, daß es nicht auffiel, daß welche fehlten.

Er verstaute die Schaufel und die Kekse im Schulranzen. Er stopfte ein paar Kissen unter die Bettdecke, damit es so aussah, als würde er schlafen. Er steckte die Monatskarte und den Schlüssel ein und machte das Licht in seinem Zimmer aus. Er zog die Turnschuhe an und den Parka, falls es kalt würde.

Oskar war reisefertig.

Er machte sich auf den Weg zur Straßenbahnstation. Hinter ihm fiel die Haustür ins Schloß. Ihr leises *Klick* erfüllte ihn mit einem gewissen Gefühl des Stolzes.

Es war ein bißchen kühl, aber nicht sehr. Er brauchte den Parka nicht zuzumachen. Es dauerte fünf Minuten, bis die Straßenbahn kam. Oskar fuhr drei Stationen, dann mußte er umsteigen.

Die Linie 27 sah ein wenig altmodisch aus. Sie hatte kein Gelenk in der Mitte, wie die anderen Straßenbahnen, aber dafür einen Anhängewagen. Auf den Seiten war eine Pepsi-Werbung. Oskar ärgerte sich, daß er nichts zu trinken hatte mitnehmen können. Er stieg in den hinteren Wagen ein. Beide Wagen waren fast leer, die meisten Leute fuhren um diese Zeit in die andere Richtung.

Die Fahrt dauerte ziemlich lang. Oskar wartete darauf, daß ein Kontrolleur kam. Aber es kam keiner, und Oskar war enttäuscht, er hätte gern seine Monatskarte hergezeigt.

Während er die übrigen Fahrgäste beobachtete (es waren ungefähr zehn, und ausschließlich Erwachsene), stieg dieses Gefühl des Stolzes wieder in ihm hoch, aber jetzt gemischt mit einem anderen Gefühl: mächtig zu sein. Keiner von diesen Leuten wußte, wer er war, und *wohin* er unterwegs war. Aber wenn sie es wüßten...

„Es gibt keine Vampire“, sagten sie immer. Aber jetzt würde er es ihnen allen beweisen, und wenn sie dann sahen, daß es doch welche gab, dann würden sie sich vor Angst in die Hosen machen. Erwachsene waren nämlich feig, viel feiger als kleine Jungen manchmal.

Die Vorstellung, daß alle, die in der Straßenbahn saßen, sich plötzlich in die Hosen schissen, belustigte ihn so sehr, daß er kichern mußte. Er konnte nicht mehr aufhören, bis ihm ein älterer Mann einen bösen Blick

zuwarf, der ihn zum Verstummen brachte. Na warte, dachte er, Ihnen werde ich in die Glatze beißen! Sie werden schon sehen.

Am Friedhof stieg Oskar aus. Die Straßenbahn fuhr weiter, und Oskar war ganz allein an der Haltestelle. Der Eingang befand sich auf der anderen Straßenseite, und Oskar ging hinüber. Das war kein Problem, denn es gab wenig Verkehr. Es war zehn nach sieben. Im Frühjahr schloß der Friedhof um sieben, das war auf einem Schild an der Mauer zu lesen, aber das Tor stand noch offen. Oskar konnte dem Friedhofswärter zusehen, der damit beschäftigt war, die Gießkannen zusammenzuräumen.

Es war schwer, hineinzugelangen, ohne gesehen zu werden. Wenn er es jetzt nicht schaffte, würde er später über die Mauer klettern müssen. Oskar war sich nicht sicher, ob er das fertigbringen würde. In der Schule lachten sie ihn immer aus, weil er nicht einmal imstande war, an einem dicken Seil mit Knoten hochzuklettern.

Im Innern des Wärterhäuschens rief eine Stimme: „Und jetzt zum drittenmal in dieser Begegnung Matchball für Boris Becker!“ Der Friedhofswärter ließ die Gießkannen stehen und lief hinein.

Das war die Gelegenheit. Oskar pirschte sich geduckt und so leise er konnte durch das Friedhofstor bis zur Tür des Häuschens vor und spähte vorsichtig hinein (*sich vorpirschen* und *spähen*, so hieß das meistens bei Karl May). Der Wärter starrte gebannt auf den Fernsehschirm, wo Boris gerade seinen ersten Aufschlag mit voller Wucht ins Netz servierte. Der Wärter schlug sich mit der Hand an die Stirn, und Oskar schlich an der offenen Tür vorbei und rannte dann die nächsten fünfzehn Meter, bis er eine Hecke erreicht hatte, hinter der er sich verstecken konnte. Sein Herz klopfte bis zum Hals.

Hier war er erst einmal in Sicherheit. „Idiot!“ schrie der Wärter, und Oskar erschrak zuerst ein bißchen, weil er dachte, er wäre gemeint. Aber vielleicht war Boris Becker gemeint. Vielleicht war sein zweiter Aufschlag auch ins Netz gegangen. Es sah so aus, als wäre das Spiel jetzt ziemlich spannend, der Wärter kam jedenfalls nicht mehr heraus. Oskars Herz beruhigte sich ein wenig. Langsam und vorsichtig zog er sich immer weiter ins Innere des Friedhofs zurück, weg vom Eingangstor, bis er sicher war, daß ihn niemand mehr finden würde, auch nicht durch Zufall. Der Straßenlärm war verstummt, die Stimme aus dem Fernseher auch, nur ein paar Vögel zwitscherten noch in den Zweigen. Die Luft war kühler geworden.

Oskar knöpfte den Parka zur Hälfte zu und aß seinen ersten Keks.

Er wartete eine Viertelstunde, dann machte er sich auf die Suche nach Omas Grab. Er dachte, es müßte irgendwo links sein, und das stimmte



tatsächlich, denn bald kam er auf einen Weg, den er kannte, weil sie beim Begräbnis auch hier entlanggegangen waren, und von da aus war es nicht mehr schwer.

Der Grabstein war aus weißem Marmor. Er war viel heller als die andern in der Reihe, weil er so neu war. In der Inschrift hieß Oma nicht *Oma*, sondern *Elfriede Neuwenger*, aber es war trotzdem Omas Grab, das wußte Oskar ganz sicher. Die Erde war noch kahl. Auf den andern Gräbern wuchsen entweder Efeu oder Blumen. Mutti hatte vor ein paar Tagen frische Märzenbecher in die Vase gestellt, aber das war auch alles. Außer den großen Kränzen natürlich, die noch vom Begräbnis her dalagen und die bis jetzt niemand weggeräumt hatte. Das war das erste, was Oskar tun mußte. Damit konnte er sogar gleich anfangen, noch bevor der Mond aufgegangen war.

Er packte den ersten Kranz mit beiden Händen und zog. Der Kranz war schwer, viel schwerer, als er erwartet hatte. Das sah nach Arbeit aus.

Vampire wohnen in Gräbern. Also konnte jeder, der in einem Grab wohnte, ein Vampir sein. Besonders, wenn er so viel darüber wußte. Wie Oma.

Diese brillante Schlußfolgerung hatte Oskars neunjährigen Verstand mit glühender Erregung erfüllt. Ihm war fast schwindlig geworden, als er zum ersten Mal auf den Gedanken gekommen war – und als ihm klar wurde, was für Konsequenzen sich für ihn daraus ergaben.

Denn vielleicht konnte Oma ihm ja helfen, so zu werden wie sie.

Aber zuerst, das hatte er bald eingesehen, würde er wohl *ihr* helfen müssen. So wie einem Mistkäfer, der auf den Rücken gefallen war und hilflos mit den Beinen zappelte.

*(Sie konnte nicht einmal mehr alleine aufs Klo gehen.)*

Man mußte ihn umdrehen, damit er wieder krabbeln konnte. Oder fliegen. Und man mußte Oma aus der Erde heraushelfen. Mit ihren mageren Ärmchen könnte sie tagelang umsonst am Deckel kratzen. Mit ihrem heiseren Stimmchen könnte sie nächtelang um Hilfe rufen, ohne daß jemand sie hörte. Und wer sie hörte, würde ihr nicht helfen. Denn die Erwachsenen glaubten nicht an Vampire.

Aber jetzt war Oskar da. Oskar der Retter, neun Jahre alt, Robin Hood, Batman und Superman in einer Person.

Superman hätte sich mit diesen Kränzen allerdings um einiges leichter getan.

Aber schließlich war es geschafft. Die Erde auf dem Grab lag nackt und bloß da, und ein bißchen feucht, wie der Sandkasten früh am Morgen, nachdem es in der Nacht geregnet hatte und bevor man die ersten Dämme und Tunnels anlegte. Nur daß die Erde hier viel dunkler war als der

Sand im Sandkasten. Trotzdem wünschte sich Oskar, er hätte ein paar Spielzeugautos mitgebracht, um sich die Zeit zu vertreiben, bis der Mond aufging.

So blieb ihm nichts anderes übrig als zu warten und alle fünf Minuten auf die Uhr zu schauen. Es war ein beruhigendes Gefühl, eine Uhr am Arm zu tragen, etwas, worauf man sich verlassen konnte, während oben im Zwielficht die Ulmen ihre finsternen und langen Köpfe wiegten, und zwischen ihren Wurzeln und zwischen den Grabsteinen Hunderte von kleinen Lichtern herumtanzten. Die Lichter hießen *Glühwürmchen*, das wußte Oskar, aber er schaltete dennoch die Taschenlampe ein und strahlte sie an, um ganz sicherzugehen.

Ein schwacher, aber kalter Wind war aufgekommen. Mutti hätte ihm bestimmt gesagt, er solle die Jacke zumachen, um keine Lungenentzündung zu bekommen, aber Oskar wollte sie nicht zumachen. Er schwitzte noch ein bißchen von der Arbeit, und er wußte, daß der größte Teil noch vor ihm lag. Er knipste die Taschenlampe wieder aus und sah dem Himmel zu, wie er langsam immer schwärzer wurde, und kam sich außerordentlich mutig vor. Ein kleiner Junge mit einem großen Auftrag

*(komm mich bald mal wieder besuchen)*

nachts allein auf dem Friedhof. Wie in einer Geschichte von Oma.

Als der Mond endlich aufging, war es halb zehn, und die Kekse Nummer zwei und drei waren dem ersten mittlerweile nachgefolgt. Jetzt gab es keinen Aufschub mehr.

Nur *für alle Fälle* packte Oskar seine Kinderbibel aus und legte sie aufgeschlagen neben sich hin, das Bild mit der Kreuzigung nach oben. Was war, wenn Oma ihn in ihrem jetzigen Zustand nicht mehr erkannte? Der Gedanke war ihm ein wenig unangenehm, und er versuchte, lieber nicht darüber nachzudenken. Bis er die Schaufel in Händen hielt, hatte der Wind in dem Buch weitergeblättert, jetzt war die Auferstehung zu sehen. Oskar blätterte zurück zur Kreuzigung und beschwerte die Seite mit einem Stein.

Dann begann er zu graben.

Die Erde war feucht und klumpig, aber noch ziemlich locker. Trotzdem kam er mit der kleinen Schaufel nur äußerst langsam voran. Er mußte sich auf den Boden knieen, und bald waren seine Hosen ganz schön dreckig (wie sollte er das bloß Mutti erklären?).

Je länger er grub, umso durstiger wurde er. Kekse hatte er auch keine mehr. Irgendetwas schien er bei der Organisation falsch gemacht zu haben, aber jetzt war keine Zeit, darüber nachzugrübeln. Jetzt mußte er weitermachen. Die Größe seiner Verantwortung verlieh seinen Kräften neuen Auftrieb.

Der rechte Arm begann zu erlahmen. Er wechselte die Hände und grub mit der linken weiter, bis ihm das auch zu anstrengend wurde. Da nahm er die Schaufel in beide Hände; und schließlich warf er sie weg und wühlte nur noch mit den Fingern, wühlte sich mit den Fingern verbissen immer tiefer in die Erde, immer tiefer in das Grab, und Zentimeter um Zentimeter immer näher und näher zum Deckel des Sarges, zu dem Deckel, unter dem Oma lag und auf ihn wartete.

So verging eine Stunde, zwei Stunden. Der Schweiß rann in Strömen, sein Unterhemd war schon klitschnaß. Ab und zu mußte er husten, weil der Wind so kalt war. Die nachrutschende Erde erschwerte seine Arbeit. Er achtete nicht mehr auf den Dreck. Ganz allmählich veränderte der aufgeworfene Erdhaufen neben dem Grab seine Form: er wuchs vom Maulwurfshügel zu einem kleinen Berg. Ganz allmählich verwandelte sich das kleine Loch in eine tiefe, ernstzunehmende Grube. Wenn sie nur sehen könnten, wie er sich anstrengte! Niemand würde mehr auf die Idee kommen, ihn faul zu nennen, die Lehrer nicht und Vati und Mutti erst recht nicht. Und Kiki auch nicht, die war ja sowieso die faulste Schwester, die es überhaupt gab.

Seine Fingernägel kratzten auf Holz. Oskar schrak zusammen. Einen unendlichen Augenblick lang war er nicht in der Lage, irgendeinen Muskel zu rühren.

Dann entwich die Luft mit einem hörbaren Pfeifen aus seinen Lungen. Er lauschte, aber im Sarg blieb alles still. Wenn sie noch schlief, dann wollte er Oma nicht zu früh aufwecken. Er wußte, wie wichtig ihr ihr kleines Schläfchen am Nachmittag immer gewesen war.

Ganz leise begann er den Sargdeckel freizulegen. Das dauert fast eine weitere halbe Stunde. Einmal zog er sich einen Spreißel in den linken Zeigefinger, und er hätte beinahe aufgeschrien, weil er im ersten Moment dachte, etwas hätte ihn in den Finger gebissen, aber nur beinahe.

Jetzt lag auf dem Deckel überhaupt keine Erde mehr. Jetzt könnte sie eigentlich aus eigener Kraft herauskommen. Er selbst war der einzige Gegenstand von einigem Gewicht, der noch auf den Sarg drückte, denn er *stand* darauf. Er trat zur Seite und krabbelte zum Rand der Grube hoch.

Wie tief das Loch war! Viel tiefer, als es von unten ausgeschaut hatte. Aber noch regte sich nichts.

„Oma!“ rief Oskar. „Oma, ich bin da. Oskar. Ich bin es, Oma. Hörst du mich?“

Keine Antwort.

„Bist du wach? Kennst du meine Stimme noch?“

Keine Antwort.

„Oma, ich komm dich besuchen. Wie ich’s dir versprochen hab. Ganz allein, ohne Mutti und Vati.“

Keine Antwort.

„Oma, du kannst jetzt rauskommen, ich hab alles weggeräumt.“

Aber Oma kam nicht heraus.

Die Ulmen wiegten ihre Köpfe, die Glühwürmchen tanzten.

Vielleicht schaffte sie es nicht einmal, den Deckel alleine aufzumachen. Vielleicht konnte sie ihn gar nicht hören, weil das Holz vom Sarg viel zu dick war. Oskar knipste die Taschenlampe an und rutschte auf dem Hosenboden wieder nach unten. Er hatte gehofft, er würde den Deckel nicht selber aufmachen müssen, aber er mußte es wohl doch tun.

Es war gar nicht so einfach. Sie hatten ihn natürlich zugenagelt.

Oskar zählte. Es waren vier Nägel, vier große eiserne Nägel, an jeder Ecke einer. Zu viele für Oma, um sich von unten dagegen zu stemmen, aber nicht zu viele für ihn. Das mußte zu schaffen sein. Wenn er den kleinen Metallspaten als Keil einsetzte, und versuchte, die Nägel ein bißchen zu lockern, dann müßte er imstande sein, sie mit viel Kraft herauszuziehen.

Mit viel, viel Kraft. Mit *sehr* viel Kraft, und er hatte keine Kekse mehr. Aber er war der neunjährige Super-Batman, und er hatte es versprochen. Wenn er jetzt aufgeben würde, dann wäre alles umsonst gewesen. Dann würden sie ihn zuhause alle auslachen. Natürlich würden sie nicht *wissen*, was er getan, oder besser gesagt, nur versucht hatte – aber er selber würde es wissen. Er würde nicht mehr in den Spiegel schauen können, ohne sich zu schämen. Und immer wenn sie dann behaupten würden: „Es gibt gar keine Vampire“, hätte er kein Recht mehr, ihnen zu widersprechen, weil er ja selber unfähig gewesen wäre, einen Beweis zu erbringen, daß es doch welche gab. Und dann würde er irgendwann so werden wie sie.

Also mußte er es schaffen.

Und deshalb schaffte er es. Ein kleiner, verzweifelter Junge, dem niemand glauben wollte, aber der ganz genau wußte, daß er recht hatte, der ganz allein war und der unbedingt sein Versprechen halten wollte – das war eine Kombination, der so leicht nichts gewachsen war. Er hatte die Nägel auf allen vier Seiten gelockert, und jetzt legte er sich bäuchlings quer über den Sargdeckel, stemmte sich mit den Knien gegen die Seitenwand, spannte die Armmuskeln an (diese schwachen Armmuskeln, die ihn normalerweise schon nach drei Klimmzügen am Reck im Stich ließen) und zog und zerrte, bis er das Gefühl hatte, sein Kopf würde gleich platzen.

Bis sich endlich, mit einem bestialischen Knirschen, der Deckel vom Unterteil des Sarges löste und mit einem einzigen Ruck, der Oskar zu Boden warf, aufklaffte.

Plötzlich erfüllte ein unerträglicher Gestank Oskars Nase, seinen Mund, seine Lungen, seine Augen. Er wühlte in den Hosentaschen und preßte sich so viele Papiertaschentücher vors Gesicht, wie er in der Hektik zwischen die Finger bekam, aber davon wurde der Gestank kein bißchen besser. Das war schlimmer als der Reis, den Mutti einmal aus Versehen im Topf stehen gelassen hatte, bevor sie zu einem Wochenendausflug gefahren waren. Der hatte auch gräßlich gestunken. Aber das hier war noch viel gräßlicher.

Durften Vampire so stinken? So ähnlich hatte er sich immer Verwesungsgestank vorgestellt, wenn in den Geschichten davon die Rede war. Aber Oma konnte doch nicht verwest sein.

Oskar hockte noch immer auf dem Boden, über sich den schweren Sargdeckel, der auf ihn gefallen war. Sein rechter Ellbogen tat weh von dem Sturz, und seine Brust auch, da, wo das Holz vom Deckel draufgekracht war. „Hallo, Oma“, flüsterte er zaghaft.

Er wollte, daß sie jetzt aufstand, den Gestank verscheuchte, ihn bei der Hand nahm, ihm aufhalf und dann...

*(mit ihm davonflog? Ihn in den Hals biß? Ihn in den Arm nahm?)*

Aber sie stand nicht auf. Sie rührte sich nicht. Sie antwortete nicht.

Er mußte selber nachsehen.

Er krabbelte unter dem Sargdeckel hervor und zog sich langsam am Rand des Sarges nach oben.

Bis er hineinsehen konnte.

Und da lag sie. Oder der Rest von ihr. Falls das überhaupt Oma war.

Ein grünlich-bläulich-gelbliches Etwas, das in einer trüben, suppigigen Flüssigkeit schwamm, mit Knochen, die zwischen Fleischfetzen hervorstachen, mit tausenden Maden, die auf der porösen Haut herumwimmelten, ohne Augen, dafür mit einem übermäßig breiten permanenten Grinsen.

Und daran erkannte er sie endlich doch. Seine Oma.

Es waren immer noch ihre eigenen Zähne. Keine dritten.

Ganz normale Zähne.

Er mußte brechen. Die halbverdauten drei Vollkornkekse, zusammen mit dem übrigen Mageninhalt, rauschten in einem Schwall in die trübe Suppe.

Oskar blickte nach oben.

Am Rand der Grube standen Vati und Mutti und sahen auf ihn herab.

„Oskar“, sagten sie. „Willst du denn nie erwachsen werden?“

Vati hielt eine große Schaufel in der Hand.

Mutti lächelte.